



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 8

Sonnabend, den 20. Ostermond 1929.

Nr. 8

## Ein volksthundliches Archiv für Pommern.

Von Dr. A. Kaiser, Assistenten des Archivs.

In diesen Wochen blüht das Pommersche Volksliedarchiv in Greifswald auf eine dreijährige Tätigkeit zurück. Seine Arbeit ist in dieser Zeit bekannt geworden und hat sich eine große Schar teilnehmender Freunde gesichert. Noch aber ist der Kreis seiner Mitarbeiter nicht weit genug und das Netz seiner Spannung, um die Erfassung und Erkennung des pommerschen Volksliedes in ausschließlicher Vollständigkeit zu gewährleisten. Die Art der Hilfe jedoch, die zahlreiche Hände in allen Kreisen leisten, und die herzliche Anteilnahme, die der Sammelarbeit immer wieder entgegengebracht wird, berechtigt heute zu einer Erweiterung und Ausdehnung der Tätigkeit und zu einer Neubestimmung der erstrebten Ziele.

Mit der Errichtung eines volksthundlichen Archivs folgt Pommern endlich nur einer Bewegung, die seit langem bereits in anderen Provinzen schöne Ergebnisse gezeitigt hat. Die Königsberger Universität hat ein Institut für Heimatsforschung, die Pädagogische Akademie in Elbing besitzt eine ähnliche Zentrale, in Hannover vor allem findet die Arbeit allseitige, weitgehende Hilfe und auch die großzügigste finanzielle Unterstützung. Wenn in Pommern jetzt daran gegangen wird, ein volksthundliches Archiv aufzubauen, so bedeutet das im Grunde, daß jetzt der Blick über das Volkslied hinaus auch auf die anderen, auf alle anderen Zeugnisse und Spuren des Volkslebens gerichtet werden soll. Die Arbeit um und für das Volkslied hat den Boden bereitet, aber das Volkslied als solches darf auf die Dauer keine Sonderberechtigung innerhalb der volksthundlichen Arbeit erhalten. Was für das Volkslied geschah und noch geschehen soll, soll in Zukunft auch für alle anderen Ausprägungen der Gemeinschaftsbeziehungen getan werden. Siehen wir die Grenzen so weit wir wollen und so weit wir nur immer können. Nichts sei ausgeschlossen. Tracht und Volkskunst, Rätsel, Märchen, Sage, Hausbau, Siedlung, alle Sitten und Gebräuche des Jahres und des Lebens, endlich auch die volksthundlichen Teile des Sprachlebens sind einbegriffen. Die genaue Grenzziehung, die immer den Streit um die Bestimmung des Wesens mit sich bringt, hat nicht am Anfang der Tätigkeit zu stehen, sondern sie kann erst sinnvoll durchgeführt werden, wenn die gedeihende Arbeit einen vorläufigen Ueberblick gestattet. Das beginnende Unternehmen bedarf nicht eines wohl abgesteckten Gebietes, das es zu durchwandern und zu durchforschen hat, sondern es bedarf einer gewissen Richtung, in der es vorangehen will. Zu frühe Abgrenzung gefährdet die Großzügigkeit der Anlage und trägt in sich den Keim zur Beschränktheit. Im Grunde geht es darum, sich ein Bild zu schaffen von dem lebendigen augenblicklichen Volksleben, wie es für uns zu beobachten ist, und weiter dieses Bild auf Grund der Erkenntnis seiner geschichtlichen Gewordenheit zu deuten und zu bestimmen. Eine Arbeit, die so sehr in die wechselvolle Flut des Lebens hineintaucht, muß über freie Hände verfügen.

Die Arbeit des volksthundlichen Archivs erweist sich uns als nach zwei Richtungen gehend. Das erste und nach außen hin sichtbarste, woran natürlich möglichst viele mitarbeiten müssen und das um so unvoll-

ständiger wäre, je mehr es sich auf einzelne Arbeiten beschränken müßte, ist das Auffspüren und das Sammeln der Zeugnisse und Äußerungen des Volkslebens, wie sie uns gegenwärtig begegnen oder doch noch lebendig überliefert sind. Dazu ist der Helferkreis. In ihn gehören alle Menschen, die nur immer Beobachtungen machen und Beiträge geben können, seien es auch die aller unscheinbarsten Angaben. Eine jede findet ihren Platz im Rahmen des Ganzen. Für diesen Teil der Arbeit ist das Interesse der breitesten Öffentlichkeit nötig, nicht nur derer, die aus irgend welchen Gründen sich besonders berufen fühlen. Die Hilfe, die dem Volksliedarchiv bisher geworden ist, berechtigt zu der nunmehr Wirklichkeit gewordenen Ausdehnung der Arbeit auf alle Äußerungen des Volkslebens. Die Erweiterung des Arbeitsfeldes aber und die Weiterstreckung des Zieles verlangt naturgemäß auch eine Ausdehnung des bisherigen Helferkreises und eine Erfassung aller derer, die nur irgendwie in Frage kommen können.

Der andere Teil der Arbeit vollzieht sich mehr abgeschlossen und zurückgezogen von der Öffentlichkeit. Es handelt sich darum, rückwärts schreitend, vom Gegenwärtigen aus, das pommersche Volkstum zurück zu verfolgen und nach den Quellen zu spüren, aus denen immer es geschöpft hat. Zu dieser Arbeit müssen wir uns in erster Linie bewußt und deutlich machen, welche Quellen uns für die historische Erkenntnis zur Verfügung stehen. Darüber hinaus gilt es, einen genaueren Ueberblick zu gewinnen über all die Hilfsmittel und Vorarbeiten, die zu einer vollständigen Deutung und Bestimmung des gesammelten und beobachteten Materials beitragen könnten. Darum steht am Anfang die Aufgabe, in einer erschöpfenden Bibliographie eine Uebersicht zu schaffen über das gesamte Schrifttum, das sich auf das pommersche Volkstum im allerweitesten Sinne bezieht. Ist ihre Schaffung auch wenig abwechslungsreich und erscheint sie von außen vielleicht manchmal als toter Ballast neben der Fülle des heranströmenden lebendigen Stoffes, so ist sie doch belohnt, weil sie der Weg ist der zur Bewältigung dieses lebendigen Stoffes hinführt. Auch mag es sein, daß die Bibliographie als solche bereits wichtige Forschungsergebnisse zeitigen kann und ein bestimmtes Bild von der volksthundlichen Struktur der Provinz Pommern liefern wird. Es ist etwa wie ein Sichtbar- und Gegenständlichmachen dieser Bibliographie, wenn sich das Archiv die Aufgabe setzt, eine Bibliothek zur pommerschen Heimatkunde anzulegen, die alles nur irgend Erreichbare umfassen und jedem Interessierten bequem und unentgeltlich zugänglich sein soll.

Diese wissenschaftlichen Vorarbeiten und die immer fortgeführte Sammeltätigkeit fließen zusammen in den ersten Deutungsversuchen, die auf Grund des eingegangenen Materials angestellt werden sollen. Wie das Volksliedarchiv Darstellungen seines mit Hilfe der Öffentlichkeit gesammelten Materials gibt, so wird auch das volksthundliche Archiv seinen Stoff bearbeitet wieder der breiten Öffentlichkeit zugehen lassen. Die Arbeit soll ein wechselseitiges Empfangen und Geben sein. So entsteht ein lebendiger Fluß der Wirkungen. Nicht allein bezweckt das volksthundliche Archiv mit seinen Veröffentlichungen eine immer stär-

ker werdende Interessierung weitester Kreise und somit eine fortschreitende Ausdehnung seiner Helferschar. Diese Absicht spricht auch mit. Aber vor allem soll ein inneres Verständnis erwachen für das Volksleben um uns. Es handelt sich nicht um eine gedankliche Durchdringung und Zerlegung. Es soll gewissermaßen das, was wir tun und das, was um uns getan wird, entsteht, sich erhält, in eine Sphäre höheren Bewußtseins gehoben werden. Dann erfolgt wohl allmählich Antwort auf die Frage, die doch auf allen Lippen ist: warum das alles gerade so gehalten und geübt wird, hier so und dort anders. Im Anfang werden sich diese Erklärungsversuche auf nicht viel mehr als auf ein Nebeneinanderstellen der verschiedenen Einsendungen beschränken müssen. Mit der Zeit wird das Wesen der ganzen Provinz klarer entstehen, und wenn die Sammelarbeit alle Kreise für sich gewinnt und überall freudige Teilnahme findet, muß das Bild des pommerschen Volkstums in seiner ganzen Eigenart sich aufbauen können.

Die pommersche Arbeit ist dann Beitrag zu einem riesigen Unternehmen, das von Berlin aus seine Wirksamkeit über das ganze Reich und darüber hinaus über die meisten deutschsprachigen Nachbargebiete erstrecken soll. Die Arbeit in Pommern liefert einen Beitrag zu dem großen Atlas der deutschen Volkskunde, der das gesamte deutsche Volkstum aufnehmen wird und dessen erste Arbeiten eben begonnen haben. Diese Perspektive und diese Wirkungsmöglichkeit weit über die Grenzen der Provinz Pommern hinaus im Dienste an der Gesamtnation geben dem volksthundlichen Archiv für Pommern, das in Greifswald unter der Leitung von Privatdozent Dr. Madensen aufgebaut wird, seine letzte Berechtigung und erheben es über jede lokale Beschränktheit.

### Umfrage Des Pommerschen Volksliedarchivs Greifswald.

Heute wollen wir unseren Lesern einige Mitteilungen über die Melodien von Volksliedern zukommen lassen. Es ist nämlich meistens der Fall, daß nur die Texte der Lieder an uns eingeschickt werden. Das hat zwei Gründe. Einmal wird ein Teil der Einsender die Melodien nicht kennen, da er nicht singen kann; zweitens aber, und dies ist ungleich häufiger der Fall, kann der Einsender wohl singen aber nicht die Noten aufschreiben. So kommt es, daß die meisten Lieder ohne Melodien eingeschickt werden. Das ist für uns sehr schmerzlich, denn die Melodien sind fast noch wichtiger als die Texte. Wir bitten daher alle, die uns Volkslieder einsenden, freundlichst bei dem Texte, wenn dieser ohne Melodie eingeschickt wird, nötigenfalls zu vermerken, ob eine Melodie bekannt ist. Häufig aber bietet sich die Gelegenheit, schon durch den Einsender selber dem Mangel abzuhelfen, indem dieser sich von einem sangeskundigen Manne — besonders die Herren Behrer sind häufig in der Lage zu helfen — die Melodie aufschreiben läßt. — Anbei folgen aus unserem Buche wieder fünf Liederanfänge, um deren Ergänzung wir bitten:

1. Dort wo die klaren Bächlein rinnen, wohnt die Schönste.

2. Ach Mutter, Herzensmutter mein, mein Kopf tut mir so weh.
3. Ich hab' mir einst erwählt.
4. Infant'rie sind lust'ge Brüder, haben frohen Mut.
5. Es ging ein Jäger jagen, wohl in das Tannenholz.

Alle freundlichen Einsendungen bitten wir, wie immer, zu richten an das Pommersche Volksliedarchiv Greifswald, Germanistisches Seminar,

## O du lieber Augustin.

Lieder haben oft ihre Geschichte. Beim Volkslied aber, im Mittelalter Gassenhauerlein geheißten, läßt sich meist nichts über seinen Dichter und Sänger sagen. Doch der nun schon über zweihundert Jahre alte „Liebe Augustin“ macht eine Ausnahme. Sein Schöpfer ist kein namenloser Barde, sondern ein wirklicher Meister Augustin März, geboren 1643 in der musikalischen und langesangfreudigen Stadt Wien, gestorben 1705 nach einer durchschwärmten Nacht am Schlagfluß.

Er war seinerzeit ein allbeliebter Volksmann, eine rechte Spielmannsnatur, leichtsinnig, fröhlich und allezeit durstig. Keine Nöte der Zeit, auch nicht die damals herrschende Pest, konnten seinen frohen Sinn niederdrücken. Und so hatte er denn wieder eines Abends mit lustigen Gesellen in einer Vorstadt Wiens bei Becherklang, Geigenpiel und Rundgesang die Grillen in Frohsinn und Rebenrausch so gründlich ertränkt, daß der Wirt um die Mitternacht nicht nur seinen letzten Seller, sondern auch noch den Rock zum Pfande nahm. Aber unbekümmert schritt Meister Augustin von dannen, dem wütenden Nachsturm entgegen. Als dieser ihm den Hut vom Kopf riß, warf er den Stock ihm nach und sang frohgemut: „Fahret hin, fahret hin! Grillen geht mir aus dem Sinn!“

Wie es aber so manchmal geht: Der Weinselige verlor den Weg und geriet auf den Pfad zu der großen, tiefen Grube, die den Straßenleuchter, den „Gassentumme“, der Stadt Wien aufnahm. Kein freundlicher Kobold brachte ihn vorher zu Fall, und so ging er denn geradeswegs hinein in die schlammige Tiefe. Zwar hatte ihn die weiche Unterlage vor Hals- und Knochenbruch bewahrt, allein ein Emporklimmen an den steilen Wänden war einfach unmöglich. Da gereichte es seiner Spielmannsseele zu rechtem Troste, daß seine geliebte Geige weder von dem Wirt gepfändet oder von dem Winde entführt, noch beim Sturz zerschmettert war. Und sehnsuchts-

volle Klageklänge stiegen alsbald aus der Tiefe seines Gefängnisses empor zum Nachthimmel. Doch niemand hörte sie. Aber trotz allen Mißgeschicks brach Meister Augustin urgesunde Heiterkeit bald wieder durch. Aus dem Sehnsuchtswalzer entwickelte sich ein munteres Scherzo. Seine üble Lage erschien ihm nun in halbwegs komischem Lichte, und plötzlich brach er, sich selbst verspottend, mit hellem Bänkelsängertenor in das an diesem recht ungewöhnlichen Orte improvisierte Lied aus:

„Ach du lieber Augustin, alles ist weg, weg, weg,  
Ach du lieber Augustin alles ist weg.“

Rock ist weg, Stock ist weg, Augustin selbst im Dred,

Ach du lieber Augustin, alles ist weg!“

Was alles Rufen nicht vermocht hatte, dem „Lieben Augustin“ gelang es. Leute, die im Morgenrauen dort vorübergingen, hörten das anscheinend aus dem Schoß der Erde kommende lustige Lied und retteten den Spielmann. Nun war Meister Augustin natürlich der Held des Tages, und seine merkwürdige Not- und Rettungsarie wurde bald in ganz Deutschland bekannt und vom Volke dankbar aufgenommen. E. B.

## Ein pommerscher Meister der Heilkunst.

Zu Theodor Billroths 100. Geburtstag am 26. April 1929.

Um einen großen Sohn der Stadt zu ehren, erhielt die alte Kloster- oder Totenstraße in Bergen auf Rügen den Namen Billroth-Straße. Denn in dem daran liegenden Pfarrhause wurde am 26. April 1829 Christian Albert Theodor Billroth, einer der größten und vielseitigsten Chirurgen der neuesten Zeit, als Sohn des Pastors Karl P'loth und seiner Frau Christine geb. Nagel geboren. Schon mit fünf Jahren verlor er den Vater, der inzwischen als Pfarrer nach Reinberg bei Greifswald gegangen war. Die Witwe zog mit ihren fünf jungen Söhnen nach Greifswald, wo Theodor das Gymnasium und die Universität besuchte. Sein medizinisches Studium setzte er in Göttingen fort.

Billroth hatte von Kind auf eine ganz besondere Liebe und Begabung für die Musik und hatte sich ihr ganz gewidmet, wenn seine kluge Mutter ihn nicht daran gehindert hätte. Doch zeitlebens blieb des großen Chirurgen zweites Ich der Musiker und Künstler. Brahms und Hanslick waren seine vertrautesten Freunde, und seine letzten Briefe galten neben der Sorge um seine Klinik musikalischen Fragen.

In Göttingen erwachte in ihm das Interesse für die Naturwissenschaft, und unter dem Einfluß hervorragender Lehrer wurde und blieb er ein unermüdlicher Arbeiter auf diesem Gebiet. Im Jahre 1851 ging er nach Berlin und wurde als begeisterter Schüler Langenbeds 1853 dessen Assistent, 1856 Privatdozent der Chirurgie und pathologischen Anatomie. Mit 31 Jahren erhielt er bereits die Professur an der chirurgischen Klinik in Zürich, und 1867 ging er an die Wiener Universität, wo er seine Lebensaufgabe fand. Als Preusse hatte er dort kurz nach dem Kriege mit mancherlei schweren Widerwärt-

igkeiten auf wissenschaftlichem und persönlichem Gebiet zu kämpfen, ehe er zur Geltung kam. Als er sich aber durch seine überragende Fähigkeit dort durchgesetzt hatte, strömte ihm die studierende Jugend aus aller Welt zu. Unter dem Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit und seiner fein ausgeprägten Menschenkenntnis gelang es ihm, wie seinem berühmten Lehrer B. von Langenbeck, eine medizinische Schule zu gründen, aus welcher eine Reihe hervorragender Chirurgen des In- und Auslandes hervorgegangen ist. Das war sein Stolz und der reichste Lohn seines gesegneten Lebens. Wenn er auch die ehrenvollen Berufungen an die deutschen Universitäten Greifswald, Rostock, Heidelberg, Straßburg und Berlin ablehnte, wenn er auch der populärste Mann von Wien wurde, so ist er doch stets in seinem innersten Herzen deutsch geblieben.

Borurteile kannte er nicht; vor ihm galt nur berufliche Tüchtigkeit und ehrenvoller Charakter. Nie beugte er seinen Rücken und wahrte sich stets die Unabhängigkeit als höchstes Gut des Lebens. Er hatte auch den Mut, mit rückhaltloser Offenheit über alles, was ihm glückte und mißglückte, volle Rechenschaft abzulegen. Ein tief historischer Sinn bewahrte ihn vor Ueberhebung, und seine vornehme Natur erkannte auch neidlos die Verdienste anderer an und scheute sich nicht, eigenen Irrtum einzugestehen. Seine operativen Erfolge befriedigten ihn nicht, weil er nur zu häufig dem Jammer der Menschheit machtlos gegenüberstand. „Wenn man doch immer helfen könnte!“ seufzte er oft.

Und doch war nicht nur sein Werk „Allgemeine Chirurgie“ durch die Uebersetzung in zehn Sprachen in der ganzen Welt berühmt, er galt auch mit Recht als der kühnste und geschickteste Operateur

## Die Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern und von der mutigen Gastmüllerstochter.

Eine vollstündliche Studie aus Posen und Pommern.

Von Professor D. K n o o p - Stargard.

(Fortsetzung.)

Die Erbsen führten sie auch wirklich zur Wohnung des Räubers, die tief im Walde versteckt lag, und so wurde der Räuberhauptmann auch entdeckt, gefangen genommen und zum Tode verurteilt.

Diese Fassung der Erzählung stammt aus Juncowo im Kreis Bnin und beruht auf polnischer Quelle; eine zweite brachte ich in meinem Pos. Sagenbuch 1893 S. 198 und eine dritte S. 354. Eine vierte findet sich in meinen Sagen der Provinz Posen 1913 Nr. 271. Auch diese drei Versionen beruhen auf polnischer Quelle, wie wohl auch eine fünfte, die vom Seminarlehrer A. Koerth nach der Erzählung eines alten Knechtes aufgezeichnet und in „Aus dem Posener Lande“ 6, 45 f. veröffentlicht ist. Diese fünf Versionen stimmen in ihrem ersten Teil in der Hauptsache überein, nur daß in der ersten und zweiten eine Müllerstochter, in der dritten und fünften eine Magd, in der vierten eine junge Gräfin als Heldin genannt wird. Es folgt dann die Werbung des Räuberhauptmanns fast übereinstimmend, und,

aufser in der Juncowoer Fassung, findet dann die Hochzeit wirklich statt; die junge Frau folgt dem Räuberhauptmann in seine Wohnung tief in den Wald, wo sie erschlagen werden soll. In der zweiten Version (Sagenbuch S. 198), die den Schauplatz in die Wassermühle von Konratowo bei Gonsewa verlegt, gibt sich die junge Frau selbst den Tod, um nicht von den Räubern eines noch schrecklicheren Todes sterben zu müssen. Die Räuber tragen ihre Leiche zur väterlichen Mühle und hängen sie dort an der Tür auf; und wenn nun dort jemand zur Nachtzeit vorübergeht, so kann er noch sehen, wie ein Mädchen mit der Ägt Räuber niederhaut. In den folgenden drei Fassungen findet die Heldin Gelegenheit zu entfliehen, und in der Juncowoer kommt sie gar nicht erst in Gefahr; sie hat den Räuberhauptmann erkannt und führt nun durch eine List seine Gefangennahme und Bestrafung herbei.

Mehrfache Abweichungen zeigt eine sechste Version, die von D. Büttner in Steinhorst bei Pinne nach der Erzählung einer polnischen Frau in Pos. Seimatkunde 4, 24 mitgeteilt ist. In einem Walde lebte ein reicher Müller mit seiner Frau und zwei Töchtern. Dort hausten auch neun Räuber. Da sie nicht anders in das Haus des Müllers eindringen konnten, ward einer von den Räubern um die Hand der ältesten Tochter und wurde auch freundlich aufgenommen. Ueber eine Woche wollte er wieder kommen, aber der Müller sagte ihm, daß er dann zu Besuch fahren wolle, und deshalb solle er erst nach

drei Wochen kommen. Der Müller fuhr nun mit seiner jüngsten Tochter fort, und die älteste — die Frau ist inzwischen von der Erzählerin vergessen — blieb allein zurück. In Abwesenheit des Müllers gruben die (lies: drei) Räuber ein Loch unter der Mauer; das Mädchen tötete zwei, der dritte aber war nicht gut getroffen, er entfloh und benachrichtigte die anderen. Nach einem Vierteljahr kam wieder einer auf die Mühle, um um die Tochter zu werben. Nach der Hochzeit nahm der Räuber sie mit in seine Wohnung. Das Mädchen hatte aber schlecht geträumt und meinte, daß es ihr in der Ehe nicht gut gehen würde. Sie nahm deshalb ein Knäuel Garn mit, dessen Ende sie an der Tür des väterlichen Hauses befestigt hatte, und das sie dann unterwegs sich abwickeln ließ. Zu Hause zeigte ihr der Räuber zuletzt einen Keller, in dem sich Leichen befanden, und kündigte ihr ihren Tod an. Unter einem nichtigen Vorwande aber und ohne daß ihr jemand folgte, konnte sie die Räuberwohnung verlassen und dem Vaterhause zufliehen. Der Faden führte sie. Da sie nach einiger Zeit noch nicht zurückgekehrt war, vermuteten die Räuber, daß sie geflohen sei, und setzten ihr mit Wagen und Hund nach. Sie kletterte auf einen Baum und bat Gott um Rettung. Da zog ein Gewitter herauf, Dunkelheit trat ein, und es fing an zu regnen. Als die Räuber zu dem Baum gekommen waren, bestien die Hunde zu seiner Krone hinauf; ein Räuber schoß hinein und verwundete sie. Das heruntertröpfelnde

der Welt. Er war der Schöpfer der Darmchirurgie, der operativen Geburtshilfe und der operativen Behandlung des Krebses. Dabei war er ein hervorragender Mikroskopiker und Pathologe. Im Kriege 1870/71 leitete er deutsche Lazarette am Rhein und bewies sich dort als eine Autorität auf dem Gebiet der Kriegsheilkunde. Seine geschichtliche Bedeutung beruht auch besonders auf der Betonung der Notwendigkeit streng anatomisch-mikroskopischer Forschung.

Billroth fand nicht die friedliche Ruhe des Alters. Nachdem er sein Buch über Krankenpflege geschrieben hatte, brachte er unter großen persönlichen Opfern den ganz auf freiwillige Beiträge gegründeten Bau des Rudolfinerhauses in Wien, eines Musterhospitals zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, fast zur Vollendung. Kurz vor seinem Tode konnte er als Präsident den Bau des Hauses für die I. u. I. Gesellschaft der Ärzte in Wien noch einweihen. Seine

letzte Sorge galt dem Neubau seiner Klinik. „Die Inbrigen gegen mich sind stärker als je“, schreibt er wenige Wochen vor seinem Tode. „Man kann den Augenblick nicht erwarten, daß ich abtrete. Ich werde es aber nicht tun, bis die Klinik unter Dach ist.“

Ein schweres Herzleiden machte dem segensreichen Schaffen nur allzufrüh ein Ende, und oft trübten düstere Gedanken seine Tage. Als ein durch und durch sentimentaler Ostseehering, wie er sich selbst einmal nannte, hatte er den Wunsch, sich mit dem Blick auf See und Berge zum Sterben niederzulegen. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt: In Abazia machte am 6. Februar 1894, morgens 1½ Uhr, ein sanfter Tod seinem erfolgreichen und gesegneten Leben ein Ende. „Ein großer Mann wurde mit hohen Ehren, aber viel mehr noch mit Liebe zugedeckt.“

Erich Brendemühl.

## Ueber Herkunft und Bedeutung unserer Familiennamen.

Von Dr. F. E. Schulz.

Bei allen uns bekannten Völkern der Erde ist ein wesentliches Zubehör jedes Menschen sein Name. Durch die Namengebung erfolgt gewissermaßen erst die Aufnahme des Kindes in die Sippe bzw. Gesellschaft, der es bis dahin nicht angehört. Schon in der Urzeit ist wie noch heute bei den Naturvölkern die Namengebung mit religiösen Handlungen verbunden. Bei den Griechen und Römern erfolgte die Namengebung vor dem Oberpriester im Tempel unter gleichzeitiger Darbringung von Opfern. Die Juden gaben ihren Töchtern am Tage der Geburt, ihren Söhnen am achten Tage, beim Feste der Beschneidung, einen Namen. Unsere germanischen Vorfahren verbanden die Namengebung mit der bereits in vorchristlicher Zeit bei ihnen üblichen Taufe, die durch Eintauchen bzw. Begießen mit frischkaltem Wasser zum Zeichen der Reinigung und Heiligung erfolgte; dabei legte ein erborener Taufzeuge dem Kinde den eigenen oder sonst einen Namen bei. Besonders gern wählte man den Namen des Mutterbruders, der nach dem Vater als nächster Verwandter galt, oder auch den des Großvaters. Die Namengebung beschränkte sich dabei in den ältesten Zeiten auf einen Namen, der zur zweifelsfreien Bezeichnung der Person bei der verhältnismäßig geringen Zahl der damals miteinander im Verkehr stehenden Menschen genügte.

„Die soziale und religiöse Bedeutung der Namen-

gebung machte die Bereitstellung sinnvoller Namentelemente notwendig.“ Der Name sollte eine Vorbedeutung für das Wesen des benannten Kindes haben. Daher das alte römische Sprichwort *nomen et omen*, d. i. Name und Vorbedeutung. Name und Wesen waren eben eng verbunden gedacht. Diese Verbundenheit ging so weit, daß man bei Kenntnis des Namens auch Macht über den Namenträger erlangte. So beruht nach damaliger Ansicht die Macht des Zauberers besonders darauf, daß er die wirklichen Namen der Götter und Dämonen kennt und diese sich dadurch dienstbar macht. Ein Nest dieser Anschauung hat sich noch im Märchen vom Rumpelstilzchen (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 55) erhalten. Ähnlich ist wohl auch das für den Gralsritter in der Lohengrinssage bestehende Verbot der Namensnennung ursprünglich zu erklären.

Solange der Verkehr gering und der Mensch sesshaft, an die Scholle gebunden war, genügte diese Einmängigkeit. Das wurde anders, als die Besiedlung des Landes dichter, die staatliche Zusammenfassung größer und der Verkehr weitreichender wurde. Wer in der Welt herumkam, fügte seinem Namen einen Zusatz bei, sei es nach dem Ort, aus dem er stammte oder nach seinem Besitz; so entstanden Namen wie Berthold von Jähringen, Friedrich von Jollern, Hagen von Tronje, Wolfram von Eschenbach. Vielleicht hat bei dieser Art der Namengebung

auch der Wunsch Bate gestanden, sich seines Besitzes, seiner Macht zu rühmen. Auch dokumentierte damit der Namensträger seinen Besitzanspruch auf das von ihm besessene Gut. Zunächst entstand dieser Brauch wohl bei den bedeutenderen Geschlechtern, zuerst dem Hochadel, dann auch bei dessen Dienstmännern, dem Landadel. Bald ahmten die Sippe auch die stolzen Patrizier in den Städten nach, indem sie sich nach einem ihrer Güter benannten. Und schließlich folgten, bald freiwillig, bald gezwungen, auch die Bürger dem Beispiel der Vornehmen. In Süd- und Westdeutschland finden wir bürgerliche Familiennamen bereits im 12. Jahrhundert. Erst allmählich folgten die Städte Mittel- und Norddeutschlands. Auf dem platten Lande treten die Familiennamen teilweise erst im 13., 14. ja 15. Jahrhundert auf.

Diese Beinamen, die Vorläufer unserer heutigen Familiennamen, waren in der ersten Zeit übrigens durchaus nicht feststehend. So kommt es vor, daß der Sohn sich nach einem anderen Besitz als der Vater nennt oder nach einem anderen Ort, wenn er mit dem Geburtsort des Vaters nichts zu tun hatte. Erst als diese Namen in die entstehenden Bürgerrollen, Steuerlisten usw. aufgenommen werden, verlieren sie den Charakter des Willkürlichen und werden allmählich feststehende, erbliche und schließlich durch gesetzliche Maßnahmen geschützte Familiennamen.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Heimatbücher.

„Unser Pommerland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 14. Jahrgang 1929, Heft 3. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis viertelj. 3.— Mk. Einzelpreis des Heftes 1.— Mk.

Im Mittelpunkt des Heftes steht die „Geschichte des Dorfes Renz“ von Dr. B. Carlberg. Renz, im Kreise Franzburg, war im Mittelalter ein bekannter Wallfahrtsort und hat im 18. Jahrhundert durch seinen heilkräftigen Brunnen ein reges Badeleben gesehen. Auch heute noch ist es besuchenswert wegen seiner stattlichen Kirche, die wundervolle alte Glasfenster hat und das berühmte Grabmal des Pommerherzogs Barnim VI. birgt, der 1405 von der Pest befallen wurde und in Renz Heilung suchen wollte, aber auf dem Wege dorthin starb und seinem Wunsche gemäß in der Kirche zu Renz beigesetzt wurde. Sodann beginnt in dem Heft die Abdruck der „Geschlechts- und Wappensagen pommerischer Adelsfamilien“ von Prof. Dr. Haas, und zwar sind diesmal u. a. die Geschlechter von Arnim, von der Uffeburg, von Bonin, von Borde, von Willow, von Dewitz ausführlicher behandelt worden. — In Ernst March lehrt uns Selbach einen pommerischen Meister der Tonbildnerkunst kennen, der 1798 in Neumar-

Blut hielten sie aber für Regen und fuhren nun zur Wohnung des Müllers. Dort fanden sie sie nicht und eilten wieder heimwärts in dem Glauben, daß sie doch in der Wohnung des Räubers sei. Sie eilte nun zum Vaterhause. Inzwischen hatte der Vater den an der Tür befestigten Faden gefunden und nichts Gutes vermutet. Er hatte deshalb mehrere Polizisten herbeigeholt. Als nun die Räuber zum zweiten Male zur Wohnung des Müllers kamen, da wurden fünf von ihnen von den Polizisten getötet, während die anderen entkamen. Da das Mädchen ihre Wohnung kannte, wurden sie verfolgt und alle getötet.

Die Befreiung des Mädchens aus der Gewalt des Räubers wird auch wohl anders erzählt. In den Wäldern von Belna, so heißt es, hauste einst ein gewaltiger Räuber, der alles mordete, was ihm in den Weg kam. Einmal hatte er auf dem durch den Wald führenden Wege ein junges Mädchen, das mit einem Förster verlobt war, gefangen genommen und in seine Höhle geschleppt. Das Mädchen hatte aber Eichen gesammelt und diese unbemerkt auf den Weg zur Höhle gestreut. Als der Förster erfahren hatte, daß seine Braut geraubt war, machte er sich auf, um sie zu suchen, konnte sie aber nicht finden. Im nächsten Jahr suchte er den Wald wieder ab, und da bemerkte er, daß auf dem Wege lauter kleine Eichen gewachsen waren. Er ging nun den Bäumchen nach und fand die Höhle. In der Nähe versteckte er sich, und als der Räuber herauskam,

schoß er ihn nieder und befreite seine Braut. Zu diesem Bruchstück vergl. A. Szulzewski, Ueberhand fahrendes Volk in Kujawien S. 25 f., und meine Pos. Sagen 1913 Nr. 270.

III.

Eine andere Gruppe von Räubermärchen verbindet das Märchen von Ali Baba und den 40 Räubern mit der Erzählung von der mutigen Müllers- tochter. Ihre Zusammenschweißung aus mehreren einzelnen Teilen ist noch deutlich erkennbar. Die erste Erzählung hat A. Szulzewski im Kosog. Familienblatt 7, 17 ff. mitgeteilt. Es ist ein Gasthaus in Kujawien, das von sieben Räubern überfallen wird. Durch ein Loch, das sie unter dem Fundament des Hauses gegraben haben, bringen sie in das Haus ein, werden aber einzeln von der mutigen Gastwirts- tochter niedergehauen bis auf den Räuber- hauptmann, der Rache schwörend in den Wald ent- eilt. Nach längerer Zeit wirbt er um die Gast- wirts- tochter; sie wird seine Frau, und er führt sie in seine Wohnung im Walde. Dort gibt er sich ihr zu erkennen; aber sie entkommt und wird von einem Lumpensammler gerettet, der sie in einem Sack zwischen den Lumpen versteckt hat. Sie eilt dem Vaterhause zu, nachdem sie noch einen Dolch aufge- hoden hat, der einem der Räuber entfallen war.

Es folgt nun eine Episode, die ursprünglich in ein anderes Räubermärchen hineingehört, in das Märchen vom dummen Maciel. Als es schon dun- tel geworden war, so heißt es, sah sie plötzlich einen

zweiten Trupp Räuber hinter sich. Am Wege stand ein Baum mit dichter Krone. Auf diesen kletterte sie hinauf und versteckte sich in den Zweigen, so daß sie in der Dunkelheit nicht zu sehen war. Die Räuber kamen herbei und setzten sich unter den Baum. Zuvor aber stachen sie mit ihren Speißen in die Zweige, und einer traf das Mädchen in den Fuß. Doch sie stellte den verwundeten Fuß auf den anderen, so daß das Blut nicht herunterlaufen konnte. Die Räuber zündeten nun ein Feuer an und lachten sich ein Mahl. Während sie aßen, tröp- felte etwas Blut herunter. Ein Räuber meinte, es müsse wohl regnen; denn daß es Blutstropfen wa- ren, konnte er in der Dunkelheit nicht sehen. Ein anderer, dem das Mahl gut schmeckte und der eben mit der Zunge seinen Mund abputzte, sah auch nach oben. Da ließ die Verfolgte den gefundenen Dolch fallen, und dieser schlug dem Räuber die noch aus- gestreckte Zunge ab. Vor Schreck liefen alle Räuber davon. Der Räuber ohne Zunge aber konnte nicht nach. Er rief seinen Genossen zu, daß sie warten sollten; doch da er wegen der abgeschnittenen Zunge nicht mehr *pozelaj* (d. i. warte) schreien konnte, vielmehr das Wort wie *podlegaj* klang, so gerieten die Davoneilenden in noch größere Angst und Liefen, was sie laufen konnten. Als die Verfolgte sich sicher sah, stieg sie vom Baum herab, verband sich die Wunde am Fuß, ab sich satt und eilte dann zu ihrem Vaterhause.

(Schluß folgt.)

flusshagen im Rügenwalder Amt geboren wurde. Interessant ist eine neue Hypothese, die sich mit dem Nordulashrein im Domschlag zu Kammin befaßt und erklären will, auf welche Weise dieser Reliquienkasten, der südschwedische Arbeit ist und zu den größten Kostbarkeiten des Domes gehört, dorthin gelangt sein kann. Dr. Anderson beantwortet die Frage dahin, daß der Schrein wahrscheinlich 1135 von dem Wendenherzog Ratibor auf einem Raubzuge aus der Stadt Rongahella am Götaelf fortgeführt und auf seine Burg nach Kammin gebracht worden sei.

**Deutschland.** Einführung in die Heimatlände. Von Friedrich Nagel. Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. 5. Auflage. Mit einem Begleitwort von Erich von Drygalski. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter u. Co., Berlin. 215 Seiten.

Mit diesem Buche hatte sich der bekannte Gelehrte die Aufgabe gestellt, dem Deutschen zu zeigen, was er an seinem Vaterlande hat. Er hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Mit leuchtenden Farben hat er die deutschen Lande und Meere, Seen und Flüsse, Pflanzen und Tiere, Volk, Staat und Kultur von hoher Warte gezeichnet, und damit in allen, die dieses Buch in sich aufnehmen, nicht nur die Kenntnis vom Vaterlande, sondern auch die Liebe zur Heimat vertieft. Dies aber erscheint besonders in der heutigen Zeit notwendig zu sein, wo viele Deutsche mit dem Vaterlande unzufrieden sind und ihren Blick in die Ferne und Fremde schweifen lassen. Wohl sind viele tüchtige Männer an der Arbeit, den Heimatgedanken in der Jugend zu vertiefen. Aber diese Arbeit beschränkt sich im allgemeinen immer auf ein engeres Gebiet des Vaterlandes und unterläßt es, auf die größeren Zusammenhänge in Raum und Zeit hinzuweisen. Diese Lücke auszufüllen, ist Nagels Deutschland berufen, das ein echtes, rechtes deutsches Familienbuch ist. Er zeigt, wie der Herausgeber der neuen Auflage, E. von Drygalski, im Begleitwort schreibt, „unser Land, wie es war und wie es sein kann und wie es ein großer Deutscher mit seiner Liebe zu ihm geschaut. Nicht auf den jetzigen Wirwar sollen wir blicken, den die Umarbeitung des Buches aus heutigen Quellen nur darstellen könnte, sondern auf die stolzen Höhen, zu denen die Heimat sich in dem einstigen Reich vor Beginn des Weltkrieges und auch in demselben zu erheben vermochte.“

## Aus vergangenen Tagen.

Von Kurzdorf, Korrektor i. R.

Bei der Buntschichtigkeit unseres Vaterlandes in früherer Zeit war das Reisen mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden. Da gab es Wanderbuchpässe, Heimatscheine, Pässe verschiedener Art, Legitimationskarten, Entlassungskonsense, deren genaue Befolgung manchen Verdruß bereitete.

Im Jahre 1724 waren vor den drei Toren Köslins Wachgebäude errichtet worden, von denen das letzte noch in dem Wolffschen Hause, Hohetorstr. 47, erhalten ist. Freilich stand es ehemals an der Stelle der Ländlichen Spar- und Darlehnskasse und ist 1821 vom Justizkommissarius Hildebrand neben das Tor-schreiberhaus gesetzt worden. Er errichtete auf dem freigewordenen Raum sein Wohnhaus. Das alte Tor-schreiberhaus ist, wenn auch etwas verändert, noch vorhanden und führt die Nummer 45. 1819 wohnte hier der Tor-schreiber Moritz. Der Wachgebäude musterte die Einreisenden. Vornehme Gäste sollte man möglichst nicht belästigen. Dagegen Bettler, loses Gesindel, Landstreicher durften zurückgehalten werden. Der Tor-schreiber hatte natürlich eingehend nach dem Woher und Wohin zu fragen und die erforderlichen Eintragungen zu machen.

Hotels im heutigen Sinne gab es vor 200 Jahren nicht, nur Gasthäuser und Herbergen. Die vornehmsten Gasthäuser unserer Stadt waren 1718 die von Sinnemann (Kronprinz) und Messerschmidt (Deutsches Haus). Letzgenanntes diente auch als Ordonnanzgebäude. Der große Brand von 1718 vernichtete alles. In erster Linie sollten diese beiden Gasthöfe errichtet werden, da man den König Friedrich Wilhelm I. in Köslin zu sehen hoffte. In jener Zeit wurde auch vor dem Mühlenort, am Eingang der Schützenstraße, heute Nr. 56, ein Gasthof errichtet, dessen Zulassung die Gasthofbesitzer der Innenstadt heftig bekämpften. Im Jahre 1830 gab

es in Köslin folgende Gast- und Herbergswirte: Homann (Kronprinz), Post (Deutsches Haus), Beckmann, Stuhlmaier (Drei Kronen), Wallg (Neuetorstr. 10), Ziemle, Guth (Mühlentorstraße 56) Oriben. Gäste, die vor 8 Uhr abends eintrafen, gaben ihre Papiere an den Wirt ab, der sie durch den Polizeioffizianten, 1811 Westphal, visieren ließ. Später Ankommende lieferten dieselben am nächsten Morgen ab. Landstreicher, auswärtige Kollektanten, Personen, die verbotswidrig mit Arzneien oder verbotenen Gegenständen handelten, solche mit ansteckenden Krankheiten und solche, die nur Zehrpennige und Almosen sammelten und umherschweiften, erhielten keine Pässe. Alle Passbestimmungen mußten den Vertretern der Polizei, Westphal, Beschmann und Bars, vorgelegt und von ihnen unterschrieben werden (1817). Die Studenten benutzten vielfach ihre Matrikeln als Ausweis, was aber 1821 untersagt wurde.

Viel Arbeit brachten besonders die unruhvollen Jahre den Polizeibeamten. 1831 drohte die Cholera. Scharfe Kontrolle wurde auf alle Reisenden, die aus der Gegend von Elbing und Danzig kamen, ausgeübt. Gleiche Maßnahmen erforderten die polnischen Unruhen. Den aus der Schweiz und 1851 von der Londoner Ausstellung Heimkehrenden widmete man ebenfalls eine liebevolle Teilnahme. Die Revisionsbestimmungen verlangten, daß der Polizeioffiziant auch außer seinen Dienststunden, ja in dringenden Fällen auch selbst des Nachts, die Pässe kontrolliere. Das ging aber unsern damaligen Polizeikommissarius doch über das Maß des Erlaubten. Er führte als Gegengründe an, daß er des Nachts stark transpiriere, und die Choleravorschriften gerade die ungestörte Nachtruhe empfehlen. Bei den ungesunden Räumen des alten Rathhauses, die Wachtstube war 1809 noch mit Steinen ausgelegt, müsse auch er, wie seine Vorgänger, zugrunde gehen. Anderer Meinung war der Polizeidirektor Braun: „Ein Soldat ist nicht nur dazu da, daß er alle Tage um 11 Uhr auf die Wachparade ziehe; er muß auch Nachtmärsche machen können. Der Beamte muß ebenfalls außer den Pflichtstunden zum Dienst bereit sein. Oder wolle der Polizeioffiziant etwa bei Feuerlärm oder anderen ungewöhnlichen Vorkommnissen etwa ruhig im Bett bleiben? Er könne ja das Vikunjournal mit nach Hause nehmen. Die Wache werde in sehr dringlichen Fällen die Reisenden dem Herrn Offizianten ins Haus schicken (angenehme Nachtruhe).“ Braun gibt schließlich selbst zu, daß die Einrichtung sehr lästig sei; doch müßten sich alle dem höheren Befehl unterwerfen. Jeder Herbergswirt mußte den Handwerksburschen zwecks Visierung die Papiere abfordern.

Auch der Post wurde 1831 strenge Kontrolle der Reisenden angedroht. Wo war die alte Post? Aus einem Häuserverzeichnis des Jahres 1719 geht hervor, daß Markt 9 die Stelle des alten Posthauses war. Es brannte gleich den andern Häusern am Markt ab. Postmeister Hoppe aber sorgte für den ordentlichen Aufbau des Hauses, das noch 1805 den Postwachen diente. Aus einem vorliegenden Vertrag des Hotelbesizers Stahlberg, Markt 7, mit der Post geht hervor, daß 1838 die Post sich in dem zum Hotel gehörenden Gebäudeteil nach der Bergstraße zu befand. Sechs- und Zwölfsitzer beförderten die Reisenden auf nicht immer bequemen Wegen. Die Danziger Post fuhr aus dem Mühlenort und hinter Königstal in den Gollen. Dann nahm sie ihren Weg zur heutigen Chaussee, die sie nach kurzer Zeit verließ, um sich am Fuß des Denmalgipfels durch eine Schlucht zur alten Janower Landstraße zu wenden. Die Post nach Pollnow nahm ihren Ausgangspunkt von der Schützenstraße. Nachdem sie dieselbe verlassen hatte, bog sie wahrscheinlich über Hertels Gärtnerei zur heutigen Pollnower Chaussee, durchquerte das Dorf Rogzow, ging an der Försterei Rogzow (Gallenstein) vorüber und wandte sich dem Hammerwalde zu. Doch ehe sie denselben erreichte, bog sie bei dem Gehöft Zander nach rechts ab, durchfuhr eine enge Schlucht, die sie bei der Försterei Hammerwald verließ. Noch heute steht daselbst die alte Postkinder. Im weiteren Verlauf folgte der Wagen dem Wege nach Lüptow, bog aber, eine Schlucht durchfahrend, nach dem Gasthause Maslow ab. Die Schluchten waren ein wunder Punkt für die Winterfahrten. War die Schlucht bei der Försterei Hammerwald stark verschneit, dann rief der Postillon

durch seine Hornsignale Hilfe herbei. Die Anwohner waren hierzu verpflichtet. Im Sommer gaben Hornstöße das Zeichen zum Warten für alle der Schlucht sich nahenden Fuhrwerke. Die Post hatte immer den Vorrang. Ein tüchtiger Postillon legte Wert auf seine Kunstfertigkeit. Manches Schelmenliedchen entquä seiner Trompete. Vom Kronprinz Friedrich wird erzählt, daß er den Schwager aufgefordert habe, doch ein Stück zum besten zu geben. Aber zum Gaudium des hohen Gastes kam das nur einzige Leibstück des Postillons zu Gehör: „Der beste Bruder bist du auch nicht!“ Manches poetisch angelegtes Gemüt fand in Klängen des alten Posthorns den rechten Ausdruck. Wer liest nicht mit Rührung das herrliche Gedicht von Lenau „Der Postillon“?

„Hier ich immer halten muß,  
Dem dort unterm Rasen  
Zum getreuen Brudergruß  
Sein Leibstück zu blasen!“

Ein nun auch schon schlummernder alter Schwager vom Bod klagte beweglich über die jüngere Generation: „Sei häwe so keine Jungeschlag, sei könne so nich bloasel!“ Einer der bekanntesten Posthalter aus dem Jahre 1819 war Conradt, Nikolaiplatz 2. Spätere Nachfolger sind Bindemann, Nathusius und Dannehl. Das Frachtfuhrgeschäft lag in den Händen der Aderbürger. . . .

Schienenstränge, Chausseen durchziehen die Landschaft. Das Auto durchrast auch die schönste Gegend. Kein Posthornklang weckt mehr den Schlummernden aus seiner Wagenruhe. Das Postauto ist heute das moderne Beförderungsmittel. Und die Omnibusse zum Strande, die Kutschen des Marktes, sie sind überwunden durch die Elektrizität!

## Zuwendungen für das Kösliner Heimatmuseum.

Für den Ausbau der Samundstube im Museum überwies Frau Kommerzienrat Schlichting-Köslin 200 RM., wofür ihr auch an dieser Stelle nochmals herzlichst gedankt wird.

An Museumsstücken gingen ein:

55-66. 2 bemusterte Bettvorhänge, 1 bemustertes Bettzeug, 2 bemalte Webkämme, 1 Frauenrock und -weste zu einer Jamunderintracht, 1 Kinderbank, 1 Schrankaufsatz mit Hahnenmuster, 1 Desemer, 4 gerahmte Reiterbilder unter Glas (König Wilhelm I. und Königin Augusta, Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl), sämtlich für die Samundstube von Herrn Michael Stodt-Jamund.

67-68. 1 buntbemalter Jamunder Sessel und 1 ebensolcher Schemel für das Samundzimmer von Herrn Landwirt Martin Cassahn-Jamund.

69. 1 Flachsbreche von Frau Darlow-Köslin, Mühlentorstraße.

70. 3 Photographien mit alten Frauen- und Mädchentrachten aus der Zeit um 1860. Von Herrn Parnow-Kloth in Rest.

71-79. 3 alte Porzellantassen, 1 Porzellantablett (1798), 1 Teekanne (sämtlich aus der Biermeierzeit), 1 Milchtopf, alter Grapen (dreibeiniger eiserner Kochtopf), 1 hölzerne Buttermulde. Von Frau Ziemer, geb. Wanselow-Storm, Köslin.

80-90. 7 alte, teilweise aus dem 18. Jahrhundert stammende Buchenholzplatten mit 32 Hohlformen verschiedener Größen für Pfefferkuchen- und Pragentgebäck sowie 4 alte Tonformen für Pfefferkuchengebäck mit verschiedenen Darstellungen von Engeln, aus dem Menschenleben, der Tier- und Pflanzenwelt. Von Herrn Konditorobermeister Franz Richnow-Köslin.

Allen freundlichen Spendern danken wir nochmals und bitten um weitere Zuwendungen. Wir wenden uns dabei auch besonders an die Kösliner Innungen und Meister mit der Bitte um Ueberlassung von alten Geräten und Zeichen ihres Handwerks. Wie die Zuwendung des Herrn Obermeisters Richnow zeigt, findet sich gerade hier noch viel wertvolles Gerät, das heute nicht mehr gebraucht wird und unbeachtet dem allmählichen Verfall preisgegeben ist. Neben der Samundstube wird auch ein städtisches Biedermeierzimmer eingerichtet. Wer stiftet hierfür noch etwas? Uns fehlt noch ein Tisch und Sopha.  
Dr. Schulz.